

jüdischen Vaters und einer nichtjüdischen Mutter. In Hamburg geboren und aufgewachsen, wird er während des Zweiten Weltkrieges mit seiner Mutter nach Bayern verschickt und in einem Waisenhaus in Scheuern untergebracht. Dreifach erlebt er sein Ausgestoßensein: als norddeutsches Kind ist ihm die süddeutsche Mentalität fremd, es selbst seiner Umwelt befremdend; als ein im evangelischen Glaubensbekenntnis erzogenes Kind hat er keinen Zugang zu den Formen katholischer Frömmigkeit, wird seinerseits von seiner Umwelt als nicht zugehörig mit Argwohn betrachtet; als Kind eines jüdischen Vaters sieht er sich von seiner Umwelt bedroht und muß seine Abkunft zu verleugnen suchen, um bestehen zu können. Dazu kommt noch, daß Detlev anscheinend ein Einzelgänger ist, der die Zwangsgemeinschaft besonders hart und drückend empfindet. Er weiß sich der Mutter räumlich nah und empfindet die Trennung von ihr daher doppelt schmerzlich, denn nur selten sind Besuche erlaubt. So wird das Heimweh übermächtig in ihm. Schließlich wird ihm die Rückkehr nach Hamburg gestattet.

Um die Zeit und Raum überwindende Bedeutung der Ängste und Listen des Kindes darzustellen, preßt Fichte alle Erinnerungen Detlevs auf die letzten Augenblicke vor der Abreise aus dem Waisenhaus zusammen und läßt nun den Leser aus der Erlebnissphäre des Kindes sein Schicksal und seine Erfahrungen miterleben. In der Verlorenheit des Kindes spiegelt sich die Verlorenheit einer verwaisten, vaterlosen Generation. So wird die Geschichte Detlevs zur Parabel vom Außenseiter in einer feindseligen Gesellschaft. Doch drängt sich nirgends das Gleichnishaft in den Vordergrund. Es spiegelt sich nur in den Anschauungen und Erlebnissen des Kindes. Die Atmosphäre in dem katholischen Waisenhaus erscheint dabei ebenso eng wie hinterlistig boshaft. Ob eine derartig verzerrende Darstellung notwendig war, mag man allerdings bezweifeln. Der Autor wird zu seiner Verteidigung anführen können, daß er die subjektiven Erfahrungen des Kindes dargestellt habe. Sollte aber nicht doch auch ein Vorurteil seinerseits dabei eine Rolle gespielt haben? Immerhin ein lesenswerter Roman, mit großem Raffinement geschrieben. W. E.

K. Galling: Studien zur Geschichte Israels im persischen Zeitalter. Tübingen 1964. Verlag J. C. B. Mohr. 222 S., 2 Karten. Der namhafte Tübinger Alttestamentler legt acht Untersuchungen vor, die sich durch ihren speziellen Charakter auszeichnen: Politische Wandlungen in der Zeit zwischen Nabonid und Darius. Die Proklamation des Kyros in Esra I. Das Protokoll über die Rückgabe der Tempelgeräte. Die Liste der aus dem Exil Heimgekehrten. Die Exilswende in der Sicht des Propheten Sacharja. Serubbabel und der Hohepriester beim Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem. Bagoas und Esra. Die syrisch-palästinensische Küste nach der Beschreibung bei Pseudo-Skylax. (Mit Anhang: Die Liste der Statthalter von Samaria im 5./4. Jh.) — Kurt Galling ist ein Meister des historischen Details, trotzdem verliert er darüber nie den größeren geschichtlichen Zusammenhang. Die alttestamentliche Forschung wird dem gelehrten Verfasser für seine fachkundigen Studien Dank wissen. O. K.

P. F. Ganz, F. Normann, W. Schwarz (Hrsg.): Dukus Horant. Mit einem Exkurs von S. A. Birnbaum. Tübingen 1964. Max Niemeyer Verlag. XIII und 225 Seiten, 2 Abb. im Text, 2 auf Tafeln.

Die Genisa der Kairoer Esra Synagoge, die ursprünglich eine dem hl. Michael geweihte Kirche war, jedoch 882 an die jüdische Gemeinde verkauft wurde, enthielt eine Fülle von Handschriftenfragmenten, die für die Textkritik des Alten Testaments sehr wertvoll sind, aber auch einige höchst interessante jiddische Texte. Ein großer Teil dieser Fragmente wurde von Charles Taylor und Solomon Schechter 1896 erworben und gehört heute als Taylor-Schechter-Collection der Universitätsbibliothek Cambridge. Eine dieser Handschriften, T.-S. K. 22, hat besondere Aufmerksamkeit erregt, denn sie

enthält neben anderen jiddischen Texten ein Epos in jiddischer Schrift, aber mittelhochdeutscher Sprache, den Dukus Horant, das manche Motive aufweist, die an das Kudrunlied und an das Epos von König Rother erinnern. Der Bibliothekar der Rosenthaliana in Amsterdam, L. Fuks, hat die ganze Handschrift mit Faksimile, Transkription und neuhochdeutscher Übersetzung in zwei Bänden unter dem Titel *The Oldest known literary documents of Yiddish Literature* (C. 1382), Leiden 1957, veröffentlicht. So groß sein Verdienst war, den wertvollen Text einem interessierten Publikum zu erschließen, so ließ doch seine Edition noch einige Wünsche offen. Mit Hilfe der Quarzlampe und ultravioletter Aufnahmen ließen sich bei einer weiteren Durcharbeitung des Manuskripts eine Reihe Stellen, die bisher als unleserlich galten, doch noch entziffern. Zu einem Teamwork fanden sich vier Gelehrte zusammen. Der Text des Dukus Horant wurde durch die Edition von P. F. Ganz und W. Schwarz abermals und nun genauer erschlossen. Bibliographie, Einleitung und Anmerkungen stammen von P. F. Ganz, den Lautstand untersuchte W. Schwarz. S. A. Birnbaum datierte die Handschrift aufgrund seiner paläographischen Erfahrungen. F. Normann steuerte die sagen- und literargeschichtliche Einführung bei. Die neue Ausgabe gibt die Handschrift auf zwei Weisen wieder. Eine rein mechanische Umsetzung der hebräischen Buchstaben in lateinische soll die Rekonstruktion der Handschrift jedem Leser ermöglichen. Dieser Transliteration steht jeweils auf der rechten Seite eine Transkription in ein mittelalterliches Deutsch gegenüber. Um die Eigentümlichkeiten der Handschrift zu wahren, wurde auf eine Wiedergabe in einem normalisierten Mittelhochdeutsch verzichtet.

Zweimal findet sich in der Handschrift ein Datum angegeben, das dem Jahr 1382 entspricht. Damit stimmt auch der paläographische Befund überein. Die Schrift ist dem im Kölner Stadtarchiv erhaltenen jiddischen Text von 1396 nah verwandt, gehört also der gleichen Zeit an. Wenige Jahrzehnte nach der schrecklichen Verfolgung der Juden 1348 entstand also dieser Text, der nach Kairo gelangt ist.

Noch bemerkenswerter ist, daß es sich hier offenbar um ein Beispiel einer deutsch-jüdischen Zusammenarbeit handelt. Der jüdische Schreiber schrieb phonetisch getreu das Epos auf, das er von einem deutschen Spielmann hörte. Eine andere Frage ist, ob er es diktiert bekam oder aus der Erinnerung aufschrieb. Er paßte den Stoff dem jüdischen Milieu nicht an, sondern beließ, wenige Ausnahmen abgesehen, ihn so, wie er ihn empfing. Zu den Ausnahmen gehört die Verwendung von hebräisch *tiflah* für die Kirche und die Bitte um Hilfe durch den: „der die juden uf deme mer erlost“, die Horant in den Mund gelegt wird. Offensichtlich waren trotz aller Bedrängnisse die Juden damals in Deutschland noch nicht so abgeschlossen, daß sie die beim deutschen Publikum beliebten Stoffe nicht auch gekannt hätten. Die Schilderung höfischen Lebens gefiel den jüdischen Hörern nicht weniger als den christlichen. Für die Geschichte der Begegnung von Menschen verschiedenen Glaubens und verschiedener Lebensgewohnheiten ist gerade der Dukus Horant recht illustrativ.

In der Einleitung werden weitere Beispiele für die Übernahme von Stoffen aus der Volksliteratur ins Jiddische genannt. Im Dukus Horant spiegelt sich die Umsetzung des Heldenepos in das volkstümliche Spielmannslied. Im Titel verwendet der Schreiber ein aus Frankreich eingeführtes jüdisches Wort: *dukus*. Das Epos selbst mag im Rheinland entstanden sein. Ein kultur- und sagengeschichtlich wertvolles Dokument liegt in einer angenehmen Edition vor. Die Einleitung ist sehr hilfreich zur Deutung und Wertung. W. E.

Helmut Genschel: Die Verdrängung der Juden aus der Wirtschaft im Dritten Reich. Bd. 38. Göttingen-Berlin-Frankfurt-Zürich 1966. Musterschmidt-Verlag. Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft. 337 Seiten.

Der sogenannten Endlösung, der physischen Vernichtung der Juden, ging ihre wirtschaftliche Zugrunderichtung voraus. Sie ist bisher nicht genügend dargestellt worden, von Einzeluntersuchungen abgesehen, obwohl sie des Bedenkens durchaus wert